

Der Friedensgeneral

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **38 (1944)**

Heft 16

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-925950>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Es wäre also besser, wenn man den Fruchtzucker vor der Gärung bewahren könnte, wenn der gesunde Fruchtzucker von den Hefepilzen nicht in Kohlensäuregas und giftigen Alkohol gespalten würde. Das kann man machen. Man muß im Süßmost die Hefepilze abtöten. Man muß den Süßmost für die Hefepilze unfruchtbar (steril) machen. Man muß den Süßmost sterilisieren. Du hast vielleicht auch schon gehört, daß es sterile (also unfruchtbare) Verbandstoffe gibt. Das sind solche Verbandstoffe, auf welchen die Schimmel- und Fäulnispilze nicht wachsen können. So muß man also auch den Most steril, das heißt unfruchtbar machen für die Hefepilze. Man muß die Hefepilze im Süßmost vernichten und machen, daß keine neuen Hefepilze in den Most kommen. Wie macht man das? Man erhitzt den Süßmost, bis er fast kocht. Die Hitze vernichtet die Hefepilze. Den heißen Süßmost füllt man dann in saubere Flaschen und verschließt sie sofort luftdicht, damit keine neuen Hefepilze hineinkommen können. So kann man den Most ein Jahr oder länger süß behalten. So kann man den Fruchtzucker schützen vor Gärung. Wenn man aber später die Flasche mit Süßmost öffnet und einige Tage offen stehen läßt, dann kommen Hefepilze hinein. Sofort beginnt dann der Most zu gären und sauer zu werden.

In den großen Mostereien wird der Süßmost mit Kohlensäuregas sterilisiert. Man preßt in die Flaschen Kohlensäuregas hinein. So kann man die Hefepilze auch töten. Wenn man aber eine solche Flasche offen läßt und das Kohlensäuregas entweicht, dann fängt auch dieser Most zu gären an, er wird sauer, der Fruchtzucker wird zu Alkohol. E. Sch.

Der Friedensgeneral Henri Dufour¹

1. Der kühne Schiffer

Es ist im Jahre 1800. Die kleine Frau Pernette Dufour sitzt in ihrem Arbeitszimmer am Fenster. Sie ist eine geschickte Näherin. An einen schönen Teppich stickt sie ein goldenes Band. Heute aber will die Nadel nicht gehorchen. Frau Pernette ist zerstreut und aufgeregt. Oft schaut sie durch die kleinen Scheiben auf die Straße hinab. Besorgt sieht sie nach dem Himmel. Er ist grau. Der Wind jagt schwarze Wolken dahin.

Sie ruft die alte Magd aus der Küche herbei: «Wo bleibt wohl Heiri wieder? Es macht mir angst. Geh schnell zum Vetter Fazy hinüber. Vielleicht ist der Bube bei ihm. Er ist ja bald mehr beim Vetter als daheim. Der Alte hilft ihm ja noch Narreteien machen. Es ist doch eine dumme Sache, wenn kein Vater da ist!»

¹ Siehe das packende Lebensbild des Generals von Josef Reinhart, in seinem Buch «Schweizer, die wir ehren». Nacherzählt von O. F.

Aber die Magd beruhigt sie: «Habt doch keine Angst, Madame. Dem Henri kann kein Unglück passieren. Er wird wieder Robinson spielen. Das sind halt Bubenzeiten! Aber böse Streiche? Nein, das kann man nicht sagen! Henri ist ein guter Bube!» — So reden die beiden Frauen miteinander.

Da kommt jemand die Treppe herauf. Es ist Madame Fazy, die Tante. Hastig kommt sie in die Stube. Ihr Gesicht ist bleich. Aus den großen Augen spricht die Angst: «Ist Henri noch nicht daheim, Pernette? Um vier Uhr ist er an den See hinabgegangen. Dort hat er doch sein neues Boot angebunden. Er selber hat es doch gemacht!»

Erschreckt springt die Mutter vom Stuhle auf: «Was? Mit dem Boot, das er selber draußen auf dem Bauernhof beim Papa gezimmert hat?»

Die Tante nickt. Dann atmet sie tief. Sie zeigt nach dem stürmisch bewölkten Himmel. «Ja. Am Mittag war Henri mit anderen Buben zusammen. Sie haben das Boot auf einen Karren geladen. Dann fuhren sie vor unser Haus. Dann haben sie die Fugen mit Pech ausgestrichen. Ich habe dem Henri noch zugerufen: ‚Heute darfst du das Boot nicht probieren! Es windet zu stark!‘ Aber er hat nur gelacht: ‚Gerade bei diesem Wetter will ich fahren. Auf dem glatten See kann jeder fahren. Aber auf den Wellen muß man mehr können. Was Robinson konnte, kann ich auch!‘»

Frau Dufour schlägt die Hände zusammen. Sie ruft aus: «Mein Gott! Mein Gott! Es wird doch nicht sein! Bei diesem Wetter!»

Sie ist aufgestanden, die kleine Mutter Pernette. Sie ist voller Angst. Hastig legt sie das Umschlagtuch über die Schultern. Noch einmal schaut sie bekümmert hinaus. Dann eilen die beiden Frauen zum See hinunter. Halb ist die Mutter ängstlich, halb zornig. Hastig fliegt ihr Atem:

«Immer, immer macht der Henri solche Streiche. Vor vierzehn Tagen schwimmt er über den See. Bis ans andere Ufer. Und zurück schwimmt er auch wieder. Ohne Pause zu machen. Und im letzten Winter? Barfuß lief er durch den Schnee zum Papa hinaus. Frisches Bauernbrot holte er dort. Immer, immer solche Narreteien! Auch in den Ferien. Mit einem Brett auf dem Rücken ging er in den Wald. Dort schlief er auf dem Brett unter freiem Himmel. Ist das nicht zu viel Narretei?»

Die Tante lacht. Aber auch sie muß die Angst bezwingen: «Pernette! Du bist zu ängstlich! So ist er halt, der Bub! Er ist nicht wie andere. Er mag nicht hinter dem Ofen sitzen. Mein Mann sagt es auch. Henri will sich immer abhärten. Vielleicht ist das ganz gut. Später wird er Soldat. Dann ist er froh über die Abhärtung. So sind halt alle in der Familie Dufour. Freiheit wollen sie haben. Die Großväter waren sicher auch keine Bleichgesichter. Der Vater mußte auch manchmal im Segelboot schlafen. Weißt du, damals, als er nach Irland flüchten mußte.»

Die Frauen kamen aus der Gasse an den See hinunter. Der Sturmwind wälzte den Schaum der Wellen an das Ufer. Und bei diesem Wetter hatte der Bub das Boot probiert? Mutter Pernette hielt die Hand über die Augen. Sie spähte hinaus auf das aufgewühlte Wasser.

Einige Knaben sind herzugetreten. Einer ruft: «Madame Dufour, sucht Ihr den Henri?» — Mit dem ausgestreckten Arm zeigt er auf den See hinaus. Wirklich, weit draußen sieht man das rotbemalte Schiff. Es ist das kleine Boot, das Henri selbst gemacht hat. Die Mutter hat scharfe Augen. Sie erkennt das blaue Hemd des Knaben. Das Boot kämpft gegen die Wellen. Jetzt steigt es auf einen Wellenberg. Die Spitze schaut aus dem weißen Schaum zum Himmel. Jetzt verschwindet es in einem Wellental. Frau Dufour steht mit vorgebeugtem Kopfe da. Die Fäuste umklammern das Kleid. Ganz nah am Ufer steht sie. Sie möchte dem Knaben zu Hilfe eilen. Aber sie kann nicht.

Da kommt der Bootsmann Bouvier. Er hat von dem Streich des Knaben gehört. Jetzt tritt er zu den Frauen. Er grüßt mit der Hand an der Kappe. «Madame, habt keine Angst! Der Henri wird schon Meister. Das ist ein Teufelsbub! Der schwimmt ja wie ein Fisch! Wenn nur das Pech hält! Es ist ja noch nicht hart genug!»

Hilflos sieht Frau Pernette den Bootsmann an. Dieser versucht, die Pfeife anzuzünden. Aber der starke Wind löscht das Feuer immer wieder. Jetzt fleht ihn Frau Dufour an: «Herr Bouvier, könntet Ihr nicht hinausfahren? Vielleicht könntet Ihr ihn retten?»

Der Mann zuckt die Achseln. Er schüttelt den Kopf: «Das ist nicht nötig. Ich habe es ja gesagt: Der Bub wird selber Meister.»

Er legt die Hand über die Augen. Mit der anderen winkt er. «Habe ich es nicht gesagt? Er wird dem Sturme Meister! Seht doch, wie er es macht! Ich glaub, in kurzer Zeit ist er schon am Ufer. Ja, ja, der hat das Rudern nicht im Bett gelernt. Auch nicht in der Schule, wie man hört.»

Er lacht: «Ja, ja, der Henri ist keine Schlafkappe. Der packt's. Und ein gutes Herz hat er auch. Das sah man letzten Herbst. Damals fiel doch der kleine Moritz ins Wasser. Henri holte ihn heraus. Naß und schlotternd trug er ihn. Das würde nicht jeder wagen!»

Die kleine Frau Dufour dankte dem Manne für diese Worte. Jetzt hatte sie die Angst ein wenig vergessen. Aber jetzt schrien die Knaben plötzlich: «Er kommt! Henri kommt! Frau Dufour, er kommt!»

Aber was war das? Henris Schiffllein tanzte leer über den Wellen. Um Gottes willen, wo war denn der Henri?

Doch halt, seht dort! Ein Kopf ragt aus dem Wasser? Braune Arme ragen aus den kurzen Ärmeln des Hemdes. Wirklich, Henri kam gegen das Ufer geschwommen. Er zog an einem Stricke. Daran war das Boot gebunden. Ja, so war es.

Der Bootsmann sagte: «Ich habe es ja gewußt. Das Pech hat nicht gehalten. Das Boot ist voll Wasser geworden.»

Jetzt stürzen sich die Knaben ins Wasser. Sie schwimmen ihrem kühnen Kameraden entgegen. Sie reichen ihm die Hände und helfen ihm das Boot schleppen. Nahe beim Ufer richtet er sich auf. Er wischt sich die nassen Haare aus der Stirn. Da trifft ihn der Blick seiner Mutter. Er lächelt verschämt.

Endlich liegt das Boot auf dem Trockenen. Henri geht nun der Mutter entgegen. Noch tropft ihm das Wasser aus Hose und Hemd. Frau Pernette kämpft zwischen Zorn und Wiedersehensfreude. Sie packt ihren Buben mit beiden Händen an den Schultern. Wacker schüttelt sie ihn. Niemand weiß, ob es Stolz oder Strafe ist. Sie beißt die Lippen zusammen und spricht kein Wort.

Von unsern Gletschern

Es war ein schöner Sommertag. Die Sonne schien heiß. Ich hatte einen Spaziergang bis zum Waldrand gemacht und schwitzte tüchtig. Im kühlen Walde wollte ich ausruhen. Nun saß ich im Schatten der Tannen. Da schaute ich in das Land hinaus. Die Bauern arbeiteten auf dem Felde. Sie waren mit der Heuernte beschäftigt. Schwere Fuder schwankten den Scheunen zu. Die Pferde dampften vom Schweiß. Von Zeit zu Zeit wischten sich die Heuer den Schweiß von der Stirne. Ein warmer Duft von Heu drang bis zu mir in den Wald hinein.

Da hob ich meinen Blick in die Ferne. Dort glänzte der Alpenkranz im ewigen Schnee. «Es ist doch merkwürdig», dachte ich, «bei uns ist Heuernte. Mensch und Vieh schwitzen in der Sommerhitze. Aber dort in den Bergen schimmert immer noch der Schnee in der Sonne. Wird er wohl nie schmelzen? Ist es dort kälter als bei uns?»

Aber ich wußte es ja schon. Hoch oben in den Bergen ist es kälter als im Tale. Wer schon eine Gebirgswanderung machte, der hat es am eigenen Leibe gefühlt.

